
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 154. Bydgoszcz / Bromberg, 10. Juli 1937

Herzschlag zwischen den Bergen

Roman von Andre Mairock.

(2. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Der Falkenhof.

Am Abend des folgenden Tages herrschte rings um den Falkenhof große Ruhe. Im Hofraum, neben den drei mächtigen Eichen, die ihre alten Kronen schützend über ein Feldkreuz hielten, vor denen getreu einer altherkömmlichen frommen Sitte allabendlich während des Gebetläutens das „Armeseelenlichtle" angezündet wurde, stand heute ein vornehmer Herrenschlitten, und das Licht in der großen, holzgetäfelten Stube brannte heute um einige Strahlen heller; Besuch war gekommen, ein Besuch, der sehr ernst zu nehmen war, und um den groben, breiten Tisch saßen vier Menschen beisammen und erörterten lebenswichtige Dinge. Langsam und bedächtig kamen die Worte über die Lippen des alten Bauern; denn es kam ihn schwer genug an, diese beiden fremden Menschen in die heiligsten Geheimnisse des alten Hofes einzuweihen, und seine ernsten Augen lagen forschend bald auf dem schönen, herrischen Antlitz der Braut, bald auf dem schlauen, fetten Gesicht des Brautvaters.

Das Mädchen ließ diese augenfällige Prüfung des alten Bauern scheinbar achtlos über sich ergehen; denn um den schöngezeichneten Mund spielte ein überlegener Zug, und die großen, unergründlichen Augen lagen stolz und erhaben auf dem sprechenden Bauern. Am meisten fiel ihre städtische Kleidung auf, die in merkwürdigem Gegensatz zu der altbäuerlichen Umgebung stand; ihr Vater war ja kein eigentlicher Bauer, sondern ein bekannter Viehhändler aus dem Ostrachtal, der es faustdick hinter den Ohren hatte und es jederzeit verstand, die mißtrauischen, störrischen Bauern an der richtigen Seite anzufassen.

Am ruhigsten und unauffälligsten verhielt sich Otto Schwaiger, der erste Sohn des Falkenhofers. Sein Äußeres erinnerte wohl sofort an seinen jüngeren Bruder Bruno, nur waren die Züge seines Gesichtes milder und nachgiebiger und der Blick weniger scharf als bei diesem. Schweigend hörte er auf die Rede des Vaters; denn im Falkenhof herrschte noch streng die alte gute Sitte, nach welcher die Jungen zu schweigen hatten, solange die Alten sprachen.

„. . . und viel Arbeit gibt's auf dem Falkenhof, auch die Frau muß fest zugreifen können! — Deswegen brauchst mich nit so bös anschaun, Martha; i will damit nit sagen, daß du nit schaffen magst, sondern bloß, daß a Berghof kein Mustergütle ist, mit schönen ebenen Äckern ums Haus 'um! — Der Hof ist schuldenfrei, ihr habt also gar kein schlechtes Anfangen, und wenn ihr gut z'sammschafft, dann kann's nie fehlen!" schloß der alte Falkenhofer seine Rede.

Unterdessen hatte Karlin einige geblümte Teller auf den Tisch gestellt und trug jetzt ein stattliches Gericht „Gselchts" auf, zum Zeichen, daß nunmehr genug gesprochen und Zeit zum Essen war. Da sie auch sonst während der Arbeit selten ein Wort sprach, fiel ihre eisige Schweigsamkeit nicht weiter auf, nur die Art, wie sie heute an dem dickbauchigen Kachelofen hantierte, ließ auf eine gewisse Gereiztheit schließen. Im übrigen hielt sie sich die meiste Zeit in der Küche auf und kam somit mit den unliebsamen Gästen sehr wenig in Berührung.

Nach dem Essen fanden sich auch Otto und Martha in der Küche ein.

Martha musterte den Raum äußerst prüfend, und ihre Augen flogen über die Wandrahmen, in denen die Töpfe säuberlich nach der Größe eingeordnet waren, dann auf die zahlreichen Pfannen, die an der Wand über dem Kachelherd blinkten, bis sie endlich mißbilligend auf dem roten Steinboden haften blieben, den Karlin eben noch mit Schrubber und Bürste bearbeitete.

Otto blickte sie heimlich von der Seite an und bewachte alle Bewegungen ihrer Augen. „Wie gefällt's dir denn?" fragte er endlich, durch ihr langes Schweigen beunruhigt.

„Im großen und ganzen ganz gut. Warum aber habt ihr keine Solnhofer Platten legen lassen?"

Otto lachte verlegen. „Hm, — dös können wir ja alleweil noch nachholen, wenn amal d' Maurer im Haus sind."

Weiter flog ihr Blick: Küch auf, Küch ab, bis er sich diesmal in der Ofennische verfing, die dicht mit Holz angefüllt war. „Was hat denn dös Holz in der Ofennische zu schaffen?"

„Zum Trocknen ist's dort!" warf jetzt Karlin kurz dazwischen, ohne von ihrer Arbeit aufzusehen.

„Schön sieht aber dös nit aus!" entgegnete die Braut spitz.

„Nun ja, dös kannst du dann immer so halten, wie du willst," begütigte der junge Bauer.

„Überhaupt find ich die Feuerung unpraktisch. Bei uns wird der Ofen nimmer von der Küche aus, sondern im Zimmer selber g'heizt. Wozu braucht man auch so a Trumm Kachelofen?"

„Wozu?" lachte Otto. „Wie die Falkenbuben noch klein waren, haben sie sich gern hinterm Ofen aufghalten und sind an ihm 'rumgeklettert. Was meinst, wenn wieder amal kleine Falkenbuben da sind, feste, rotbackige Buben, wie die froh sind um den alten, braven Ofen, wenn's draußen schneit und stürmt?"

Karlin zog es vor, ihre Antwort nicht mehr abzuwarten und verließ zuvor noch die Küche, die Tür dabei krachend hinter sich zuschlagend. Die Galle lief ihr schon über die Zunge . . .

Als sie den langen Gang vorschritt, kam eben Bruno zur Haustür herein. „Ist sie da?" flüsterte er.

Karlin nickte mit ihrem zornroten Kopf.

„Oho, Karlin! Was hatt's denn wieder geben?"

„Ärgern muß ich mich, daß es nimmer schön ist! — — So a feins Dämle, ha! Zimmer hat's gsagt, nit Stube, wie man bei uns sagt . . . und Nische! Ofennische! 's Feuerloch hat's gemeint! — — — Was sagst da derzu? — — Der Küchenboden ist ihr z' wüst und der Kachelofen z' unpraktisch und z' bäuerisch! So a überspannte Viehhändlersföhl!"

Dann flogen ein paar Türen: Karlin war in den Stall hinübergeeilt.

Unterdessen hatten die beiden Väter mit leiser Stimme Mitgift und alle sonstigen Angelegenheiten beredet, trotzdem aber konnte sich der alte Falkenhofer nicht von seinen Sorgen freimachen. „Der Otto ist a guter Mensch und hat

mir bloß wenig Verdruß gmacht, aber einen Hauptfehler hat er: er ist nit wetterfest! Kriegt er a tüchtige Bäuerin, dann wird er a tüchtiger Bauer, umgekehrt aber ist's um den Falkenhof geschehn! — — Ja ja, es ist halt a großer Unterschied zwischen meinen Söhnen: der Otto ist nit der Bruno, drum mach i mir alleweil a bißle Sorgen..."

Der Viehändler legte ihm beruhigend die Hand auf den Arm. „Mach dir keine Sorgen, der Otto kriegt die Frau, die er braucht!"

„I will's auch hoffen!" — —

In dem Augenblick, als Bruno in die Stube trat, kehrte auch das Brautpaar von seiner Küchenmusterung zurück. Zuerst begrüßte er artig aber kalt den Brautvater und näherte sich dann seiner künftigen Schwägerin.

Ein genauer Beobachter hätte jetzt sehen müssen, wie zwei Augenpaare merkwürdig aufleuchteten. Stolz und herrisch begegnete ihm Martha, und dieser Stolz stand ihr vortrefflich und machte sie sicher bei Männern siegreich. Aber Bruno, der für Frauenschönheit ganz gewiß nicht unempfänglich war, zeigte sich nicht willens, sich unter ihr Zepter zu beugen; seine Natur lehnte sich auf gegen diesen anmaßenden Frauentrotz. Mit einemmal warf er seinen Kopf hoch und sagte ihr stumm, aber deutlich den Kampf an.

Sie mußte ihn auch richtig verstanden haben; denn ein wenig zogen sich die blonden Wimpern zusammen: sie nahm also den Kampf an. Dann zwang sie ein freundliches Lächeln auf ihr Gesicht und reichte ihm die Hand. „Es ist wirklich recht schön von dir, Bruno, daß du heut 'rüber gekommen bist!"

„A Hochzeit ist a wichtigs Ding, Martha! — — Und i wünsch dir bloß, daß du den Falkenhof grad so lieben lernst, wie wir ihn lieben!" Vielleicht schloß er sich mit diesen Worten an jene stumme Kampfansage an; denn sie hörten sich an wie ein Befehl, der keinen Widerspruch duldet.

Nun saßen sie zu fünft um den Tisch — Karlin hatte sich in die Ofennähe gemacht und beschäftigte sich angelegentlichst mit ihrem Näh- und Flickzeug — und legten den Hochzeitstag fest. Man war bald übereingekommen, daß er noch vor Beginn der Fastenzeit sein sollte, und das Brautpaar wollte morgen schon beim Ortspfarrer vorstellig werden, damit alles seinen geregelten Weg gehen konnte...

„Habt ihr a Bier im Haus, Karlin? Hochzeitmachen gibt Durst!" rief Bruno selten gut gelaunt der alten Magd zu.

Karlin nickte stumm und legte gehorsam das Flickzeug aus der Hand, um das Gewünschte herbeizuholen.

„Bleib, Karlin! I hab noch jüngere Füß!" Bruno war schon an der Tür und ging mit der alten Magd den langen Gang zurück, zur Kellertreppe.

„Gleich rechts, am Krautfaß," sagte Karlin und gab ihm den brennenden Kerzenleuchter in die Hand. Dann ging sie in die Küche, um die Gläser zu richten.

Bruno hob die schwere Falle hoch und stieg hinab. Er blieb länger aus, als es nötig gewesen wäre; zuerst besah er sich all die Dinge, die Karlin geschickt zur Überwinterung eingelagert hatte... und als er dann endlich die Flaschen aus der Kiste ziehen wollte, spürte er auf seiner Schulter eine leichte Hand. Mit nicht geringem Erstaunen wandte er sich um und blickte in das Gesicht Marthas, das im Schein der Kerze bleich und fahl aus der Dunkelheit stach.

„Du...?"

„Bruno...!"

„Was willst du?"

„I hab mit dir etwas zu besprechen!"

„Was denn? — — Warum schleichst du mir nach?"

„Weils niemand hören soll...! — — Bruno, was hast du gegen mich?" Er sah sie groß an. „Nix! Was sollt i denn gegen dich haben?"

„Lüg mich nit an! I spürs, daß du mich nit leiden kannst — und i möcht wissen, warum!"

Er antwortete nicht gleich darauf, sondern sah ihr mit seinen ehrlichen Augen ruhig ins Gesicht... „Und wenn? Die Hauptsache ist doch, daß du dich mit 'm Otto vertragst!"

„Mit 'm Otto!" rief sie gleichgültig und verächtlich aus.

„Martha!" rief er beschwörend, und seine Augen flammten furchtbar.

Minuten verstrichen so, und noch einmal begegneten sich die beiden Augenpaare, aber es war diesmal mehr als eine bloße Kampfansage, es war ein Messen der Kräfte, die zu irgend einer Entscheidung drängten.

Plötzlich aber senkte sie den Kopf. „Kei' Angst, Bruno, es wird schon recht werden. Der Otto ist dein Bruder — und das genügt mir... Bloß vertragen müssen wir uns; sonst passiert etwas!" — —

Lautlos, wie sie gekommen war, hatte sie den Keller wieder verlassen. Bruno stand da, wie vom Blitz getroffen. Seine offene, gerade Natur bäumte sich gegen dieses lichtscheue Hinterspiel auf... Was wollte sie denn von ihm? — — Die Braut des Bruders? — — Sollte er hinaufeilen und mit der Faust auf den Tisch schlagen und seinem Bruder sagen, daß ihn das Mädchen, das er zur Frau nehmen will, gar nicht liebt, daß er ihr gleichgültig ist? — — —

„Was ist denn mit dir gschehn," fragte ihn Karlin, als er mit wirren Gedanken in der Küche erschien. „Ist ebbas passiert?"

Bruno schüttelte den Kopf. „Trag ihnen dös Bier nei, Karlin," sagte er und ließ sich auf einen Hocker neben dem Herd nieder.

„Bist denn krank?" fragte die alte Magd besorgt.

Wieder schüttelte er den Kopf — und Karlin trug, verwundert über das seltsame Benehmen des Burschen, das Bier in die Stube.

Nach einiger Zeit erst folgte Bruno. Er hatte sich wieder so fest in der Gewalt, daß keinem der Anwesenden etwas an ihm auffiel, nur die Augen der alten Karlin forschten unablässig in seinem verschlossenen Gesicht...

An den folgenden Tagen schon ging es im Falkenhof drunter und drüber: die Maurer hatten hohe Gerüste aufgeführt und übertünchten die altersgrauen Wände mit weißem Kalk. So war der Brauch im Allgäu: vor Übergabe des Hofes mußte er innen und außen erneuert werden.

Gleichzeitig brachte der alte Falkenhofer seine Habe hinüber ins Pfründstüble; er war ja vernünftig genug, sich langsam zurückzuziehen und dem jungen Bauern die Führung und Leitung der Erneuerung zu überlassen. Und Otto hatte alle Wünsche seiner Braut zu Herzen genommen und suchte ihnen nach Möglichkeit gerecht zu werden.

Karlin, die mit dem Alten so fest verwachsen war, litt unsäglich in diesen Tagen, und es gab ihr jedesmal einen Stich ins Herz, wenn ein alter Schrank zusammengeschlagen oder ein trauter Raum gar so grell und modern aufgeputzt wurde.

Der alte Bauer stand am Fenster seines Pfründstübleins und blickte versonnen über die Berge hin, die bereits einen neuen Frühling verkündeten. Er sah, wie das erste, matte Grün aus dem Boden schoß, er hörte das lustige Gurgeln der Wiesenbäche... und über seine faltigen Wangen rannen einige herbe Tränen, Tränen der Entsagung und tropften auf die welken, schwieligen Bauernhände herab.

Das „Wilde Männle".

An einem klaren Vorfrühlingstag stieg Bruno durch die Höllenklamm zum Erlenberg auf. Mit lautem Getöse schoß der übermütige Steinebach über die glattgewaschenen Felsbänke, als wollte er zeigen, daß er sich hier, in dieser Bahn, die er sich selbst im Laufe der Jahrtausende geschaffen hatte, tummeln dürfte, wie es ihm paßte.

Lange stand Bruno auf einem jähen Felsgrat und blickte auf das wilde Wasser hinab. Er beneidete den kleinen Wildbach um seine Freiheit und um seinen Trotz, der es vermochte, die Felsen zu durchbrechen. Und unwillkürlich ballten sich seine Hände, als hätte ihn der Wildbach eben eine alte Weisheit gelehrt: daß die Schwierigkeiten nur deshalb so wären, um überwunden zu werden. — — Schwierigkeiten? — — Gab es solche in seinem Leben? Lag nicht die Zukunft sonnenklar vor ihm ausgebreitet? Gab ihm nicht die kleine Säge Arbeit und Verdienst genug, daß er sich durch seiner Hände Fleiß rechtlich ernähren konnte?

Und doch lag etwas in der Luft, ein drohendes Etwas, das seiner geliebten Welt einmal gefährlich werden konnte. Ein Wetterleuchten?... Er fühlte, daß sein Leben in den letzten Tagen nicht mehr so frei, so unbefangen war. Wie oft hatte er sich aufgerafft, endlich wieder einmal der lieben Erlenberghütte einen Besuch zu machen; denn seit jener gefahrvollen Skitour hatte er Luzie nicht mehr gesehen. Aber immer wieder trat dieses störende Etwas dazwischen, mit ihrem fremden Wesen und ihrem herrischen Getue... Seinen Bruder wollte sie heiraten, und liebt ihn nicht, — — liebt vielleicht einen anderen, — — liebt den jüngeren Falken! — —

(Fortsetzung folgt.)

Einsatz: Fünf Kuli-Finger!

Gefährliche Spielleidenschaften in aller Welt.

Von Ernst Hillebrand.

In Zeiten wirtschaftlichen Niedergangs und allgemeiner Unsicherheit schießen Glücksspiele und Wettleidenschaften wie Pilze aus der Erde. Das deutsche Volk kann auch darin ein sichtbares Zeichen seiner Gesundung erblicken, daß es wieder seiner Hände und Köpfe Arbeit höher bewertet als mühelose Zufallsverdienste spekulativer Art. Jene trostlosen Jahre sind schon halb vergessen, da auf Straßen und Plätzen arbeitslose Jugendliche dem „Kümmelblättchen" frönten, da Spielhöllen und Animierlokale einer verwahrlosten Großstadtjugend zu schalen „Lebensgenüssen" verhalfen. Es wird nicht mehr „gejeut" und „gemauschelt". Dennoch läßt sich auch bei uns die Glücksgöttin bemühen, sei es beim Preisskat, beim Lotterie-Einnehmer oder beim Totalisator eines Pferderennens. Eine kleine „Chance" braucht ein jeder mal. Aber sie verführt uns nicht, die Hände untätig in den Schoß zu legen.

Überall in der Welt gibt es Menschen, die ihr Leben lang auf den großen „Glückstreffer" hoffen, auf den „Gewinn", der ihr Daseinsschifflein in neue, ersehnte Bahnen lenkt. Und außerhalb unserer Grenzpfähle ist die Spielleidenschaft jedweder Form eher größer und heftiger denn geringer geworden.

Die erste Frage der Geretteten.

Das bunte Leben selbst liefert häufig die merkwürdigsten Beispiele für die Macht der Spielleidenschaft über einzelne Menschen. So wird von zwei englischen Knappen dieser Vorfall berichtet: Beide wurden unter Tag im Bergwerk verschüttet und konnten erst nach vierzig Stunden aus ihrer furchtbaren Lage befreit werden. Man zog sie ans Tageslicht, und da war die erste Frage der Geretteten die nach dem Ausgang eines — Fußballspiels. Ihre unfreiwillige Gefangenschaft hatten beide dazu benutzt, die Aussichten zweier britischer Meistermannschaften im Entscheidungskampf haargenau zu besprechen und sogar Wetten darüber abzuschließen. Vielleicht bewahrte diese Wett- und Spielleidenschaft die tagelang Eingeschlossenen davor, der Angstpsychose Todgeweihter zu erliegen. Sie wußten, daß sie selbst ihre schier hoffnungslose Lage nicht verbessern konnten, und ergaben sich daher der tröstlichen Ablenkung des Spiels.

Was der Rechenstift erzählt.

Die Handelskammer in Newyork veröffentlichte unlängst aufschlußreiches Zahlenmaterial, aus dem hervorging, daß amerikanische Bürger jährlich für mindestens 25 Millionen Dollar in den Kasinos und Spielklubs der Riviera verausgaben und daß etwa die gleiche Summe guten amerikanischen Geldes an Lotterien des Auslandes geht.

Auch das irische „Sweepstake" steht im Ruf, Riesenumsätze zu erzielen. Allein für englische Rechnung wurde ein Jahresdurchschnitt von 460 Millionen Pfund Sterling festgestellt, wobei zu berücksichtigen bleibt, daß in England selbst diese Lotterie verboten ist. In Dublin sind allein 4000 junge Mädchen damit beschäftigt, den Glücksspielern, die ihre Einsätze aus allen Erdteilen einschicken, rechtzeitig ihre auf Namen ausgestellten Lose zu verschaffen. Man hört von Prinzen und Abenteurern, von Aufwartefrauen und Halbwilden, die für einige Schilling ein Riesenvermögen erspielten. Während der Ziehungstage erhält der Chef der irischen Polizei, General O'Duffy, für seine siebzigstündige Kontrolle der Gewinnausschüttung eine hübsche runde Summe im Werte von 200 000 Mark ausgesetzt.

Wenn „Titanic" Thompson setzt . . .

Vor einer Reihe von Jahren erzitterten 169 französische Kasinos vor den unheimlichen Glückszügen des sogenannten „Griechensyndikats", bestehend aus Gregorio Vagliani, Nicholas Zagraphos und dem Armenier Konjoumdjian. Diese drei Ehrenmänner sprengten eines Tages die Spielbank in Deauville mit einem phantastischen Gewinn von 24 Millionen Frank. Doch blieben sie reine Waisenknaben gegenüber dem amerikanischen Spielteufel „Titanic" Thompson.

Der Mann ist ein Phänomen und nur auf amerikanischem Boden — dem der schier unbegrenzten Möglichkeiten — denkbar. Den Vornamen „Titanic" hat er sich geschmackloserweise zugelegt, um anzudeuten, daß er wie seinerzeit das unglückselige Schiff gleichen Namens alles ins Verderben zieht, was mit ihm in Berührung kommt. Ein noch junger Mensch, elegant, verwöhnt, Sportsmann, mit riesigen Besitzungen und Barschaften, gilt er heute als der berühmteste Berufsspieler der ganzen Welt. Er hat Millionen gewonnen und verloren und sich noch immer „klären" können. Als bester Pokerspieler der Vereinigten Staaten versteht er es meisterhaft, den Leuten das Geld aus der Tasche zu ziehen. Mit Einsätzen unter 1000 Dollar gibt Thompson sich grundsätzlich nicht ab. Und das Merkwürdigste: trotz seines sprichwörtlichen Glücks und seiner vielen Tricks werden drüben die Leute nicht alle, die keinen sehnlicheren Wunsch kennen, als von dem berühmten Mann „gerupft" zu werden . . .

„Nigger-Turf" in Panama.

Die Neger gehören zu den wettlustigsten und sensationsgierigsten Menschen auf Erden. Nirgends werden so viele Kraftwagen leichtsinnig zuschanden gefahren wie im schwarzen Erdteil, sind die Menschen so von Schnelligkeitsrekorden ergriffen wie in den Negerstaaten der Neuen Welt. Es ist ja auch kein Zufall, daß auf internationalen Sportplätzen unter den Spitzenläufern so häufig Schwarze auftauchen. „Mein Wagen fährt fünfzig Meilen in der Stunde!" prahlt ein Krauskopf. — „Meiner noch viel schneller!" überbietet ein anderer, und schon steigt eine Wette. Nirgends aber wird so heftig und leidenschaftlich gewettet wie in Panama beim „Nigger-Turf". Schwarze Buchmacher, schwarze Jockeys, schwarze Zuschauer! Am Vormittag hat alles schon Lotterie gespielt, und am Nachmittag herrscht Hochbetrieb am Toto. Mit einem Einsatz von 50 Cents werden oft bis zu 300 Dollar gewonnen. Hier wird so eifrig gewettet, daß den wenigen Weißen auf der Tribüne mitunter schwarz vor Augen wird.

Eine Grille wird „Großmarschall".

Ganz im Gegensatz zum erregbaren Neger gilt der Chinese als ruhiger, kaltblütiger Spieler. Besonders die Kulis, die wenig oder gar nichts zu verlieren haben, leisten sich gelegentlich die seltsamsten Einsätze. Sie verspielen nicht nur ihre Kleider am Leibe, sondern unter Umständen auch einzelne Gliedmaßen. Im Parlament zu Nanking wurde vor einiger Zeit ein Fall erwähnt, in dem ein Kuli mit solcher „kalten Leidenschaft" spielte, daß er am Ende der Partie sämtliche Finger der rechten Hand als verlorenen Einsatz verbuchte.

In der Provinz Kwantung wurden früher riesige Wettumsätze bei Grillen-Kämpfen erreicht, die an Grausamkeit den berüchtigten Hahnenkämpfen auf Bali nicht nachstanden. Die Kampfgrillen wurden wie Boxer in Schwer-, Mittel- und Leichtgewichte eingeteilt. Besonders starken Tieren verlieh man sogar Ehrentitel wie „General" und „Marschall". Die Kampfbahn war ein Topf mit steilen Wänden. Der Schiedsrichter reizte die Grillen zum Angriff, indem er ihre Köpfe und Hinterbeine mit Ratten- oder Hasenhaar berührte. Sofort stießen die Tiere ihre Fühler aus und fuhren aufeinander los. Das schreckliche Duell endete erst, wenn einer der Gegner tot am Boden lag und der Sieger dem Besiegten den Kopf abriß. Der Siegername wurde in Elfenbein eingraviert und der Besitzer mit seiner tapferen Grille an seinem Heimatort wie ein Triumphator mit Blumen, Fahnen und Musik empfangen. Kämpfer erster Güte kosteten zeitweise soviel wie ein gutes Reitpferd, und alljährlich wurde unter den besten Tieren ein Meister-Wettkampf ausgetragen, wobei der erste Sieger den Titel „Großmarschall" erhielt. Starb eine dieser Grillen, so wurde sie in silbernem Sarg feierlich verbrannt.

Ochsen-Wettlauf auf Madura.

Gesitteter als bei einem solchen Grillen-Kampf geht es beim Ochsen-Wettlauf auf Madura zu. Auch er entfacht die menschliche Spiel- und Wettleidenschaft zu besonderer Heftigkeit. Tausende von Eingeborenen strömen zu diesen Läufen. Weiße von Surabaja und vornehme Javanerinnen haben ihre eigenen Tribünen hundert Meter von der Rennbahn entfernt und schauen von dort dem wilden Treiben zu. Inmitten der wettenden Menschheit stehen die Ochsen, prächtige, muskulöse Tiere. Man bindet ihnen große Kuhglocken an den Hals und behängt ihre Hörner mit ledernen Figuren. Der Gouverneur gibt den Startschuß, und los prescht die wilde Jagd über die 300 Meter lange Bahn. Die Besitzer der Rennochsen stehen am Ziel und feuern ihre Tiere mächtig an. Die Zuschauer schreien wie toll durcheinander, denn sie haben fast alle gewettet, und der Ausgang eines Rennens entscheidet über bittere Armut oder Wohlstand so manches spielwütigen Eingeborenen.

Mückenmagen — in 1000 Scheibchen zerlegt.

Wissenschaftler bekämpfen die Insektenplage.

Von Ludwig Voß-Harrach.

Nichts Irdisches ist vollkommen, auch der schönste Sommer nicht. Lästig sind vor allem die Insekten, die er uns in so reichem Maße beschert. Sie verderben unsere Lebensmittel. Sie plagen das Vieh. Sie greifen auch den Menschen an. Sie rauben dem Wandersmann die wohlverdiente Ruhe. Sie stören das Glück der Liebenden, die sich in irgend einen stillen Erdenwinkel zurückgezogen haben. Und durch die Krankheitserreger, die sich im Leib der Mücke bergen, bringt sie den Menschen Siechtum und Tod. Ganze Landstriche sind auf solche Weise dank dem unersättlichen Blutdurst dieser Plagegeister öde und unbewohnbar geworden.

Erst die Wissenschaft der Gegenwart hat Waffen schmieden können, die sich im Kampf gegen diese Schädlinge bewährt haben. In Italien hat Mussolini mit seinen Helfern Wunder verrichtet. In Deutschland ist es unter anderen sonderlich die Landesanstalt für Wasser-, Boden- und Lufthygiene, die sich auf diesem Gebiet Verdienste erworben hat. In der zoologischen Abteilung dieser Forschungsstätte werden die Mücken in großem Umfange gezüchtet und dann auf das genaueste untersucht. Man hat zu diesem Zweck künstliche Teiche angelegt, wo die Schädlinge kräftig gedeihen. Solche Sümpfe sind im Garten, im Laboratorium, selbst in kleinen Gläschen entstanden.

Für gute Ernährung der wenig erfreulichen Kerbtiere ist bestens gesorgt. Die Wissenschaftler opfern gar das eigene Blut, indem sie sich die Mücke auf die Hand setzen. Da kann sich der Blutsauger nach Herzenslust volltrinken. Zu gleicher Zeit wird er allerdings durch das Glas der Linse auf das peinlichste untersucht und beobachtet. Zudem wird dafür gesorgt, daß er nicht zu frieren braucht. Wenn die natürliche Wärme nicht ausreicht, muß die künstliche nachhelfen. Gegebenenfalls muß sogar die Höhensonne eingreifen.

Besonders eingehend ist dann die Forschung am toten Tier. Es wird in Paraffin verpackt. Dann holt das unerhört scharfe Messer des Gelehrten sorgsam die einzelnen, winzigen Körperteile heraus: den Rüssel, den Säurebehälter, vor allem den Magen. Der wird durch das Mikrotom in Tausende von Scheibchen zerschnitten. Die klemmt der Forscher zwischen Glasplatten und sucht unter dem Mikroskop mit der tausendfachen Vergrößerung nach den gefährlichen Seucheerregern, die beispielsweise für den Ausbruch der Malaria verantwortlich sind.

Das geschulte Auge weiß die einzelnen Mückenarten vielfach auf Grund äußerlicher Merkmale voneinander zu unterscheiden. Das eine Tier hat eine gestreckte Körperhaltung, das andere ist gewissermaßen bucklig. Die eine Mücke besitzt eine Atemröhre, die der anderen fehlt. Gemeinsam ist ihnen, daß sie ohne Luft nicht leben können. Und wenn man nun den Tümpel mit einer dünnen Ölschicht überzieht, dann sind sie gleichermaßen zum Tode verurteilt.

Dieses Öl ist also ein wirksames Mittel gegen die Mückenplage. Helfer sind uns ferner Fische, die sich von den Larven der Schädlinge ernähren. Auch die Fledermäuse vertilgen jene gefährlichen Insekten. Selbst Pflanzen wie Eukalyptus tun gute Dienste. Vor allem bewirkt die Urbarmachung des Bodens, daß die Brutstätten der Schädlinge verschwinden. In dieser Richtung hat die Tatkraft der Gegenwart wahre Wunderwerke vollbracht.

Abendgold.

Golden ruht
Der Himmel in der Flut,
Golden ruht
Der Himmel in der Seele.
Letzte Fehle
Tilgt die gold'ne Glut.
Nichts mehr bleibt, das dunkel sich verhehle
Flut
Und Seele
Leuchten klar und gut!



Rätsel-Ecke



Fenster-Rätsel.

•	E		R	•
O				I
•	R	•	E	•
R		R		L
L		A		A
•		•		
T		E		D
•	A	•	G	•

Die Pu[illegible]e dieser Abbildung sind durch Buchstaben zu ersetzen und zwar derart, daß in den waagerechten und senkrechten Linien Wörter entstehen. Zur Erleichterung sei verraten, daß die linke senkrechte Linie eine größere deutsche Stadt verbirgt.

Schüttel-Spruch.

T. Rifft d'c Hauch ha! R. T. Esmiß ges Ch[illegible]ck
Gehmu tigvor ha! L. T. nie ma L. S. still
Derk ommtz Ugu terletz tz Uru Eck,
Dern ichts tet Swe iterkom menwill.

Die Buchstaben dieses rätselhaft geschriebenen Spruches von Otto Promber haben zwar die richtige Reihenfolge, sind aber miteinander falsch verbunden und müssen zu sinngemäßer Lesart richtiggestellt werden.

Arithmogriph.

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10
Finden alle Damen schön;
Kommt die Sommerzeit heran,
Wird bestürmt der Ehemann.
5 2 3 ist rund und muß sich dreh'n,
8 2 10 3 ist am Meer zu seh'n;
3 5 6 7 ist soviel wie 3,
5 2 1 4 schwebt in den Lüften frei;
2 3 5 7 2 ist als Fluß bekannt,
Er fließt durch Italiens heißen Sand;
8 9 5 1 7 6 10 ein kleines Land,
Das oft nicht rühmlich ward genannt;
6 7 8 9 10 und Geld braucht die Welt,
2 3 4 5 10 jeder Leib enthält;
Bist du 4 5 1 6, so freue dich,
Sonst nennt man 10 2 5 5 dich sicherlich!

Auflösung der Rätsel aus Nr. 148

Silben-Rätsel:

1.	J	yper	n	
2.	e	lfried	e	
3.	i	lti	s	
4.	t	omat	e	=
5.	u	waro	w	Zeitung
6.	n	ordse	e	gelesen
7.	g	eor	g	— dabei
8.	g	igl	i	gewesen!
9.	e	beresch	e	
10.	l	indenlau	b	
11.	e	dd	a	
12.	s	ankt Gotthar	d	
13.	e	isenbah	n	

*

Rätsel: Wespe — Espe.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. o., beide in Bromberg.